

Osttiroler Heimatblätter

Halbmonatliche heimatkundliche Beilage der „Tiener Nachrichten“.

Nummer 4.

Tienz, Samstag den 31. Mai 1924.

1. Jahrgang.

Inhaltsangabe.

- Geschichte von Osttirol im Grundriß. Von Univ.-Professor Otto Stolz, Innsbruck, (2. Forts.)
- Ueber P. Beda Webers Jugend und Studienzeit. Von Oswald von Zingerle.
- Welten Nellihs Eigentümliches Urbarn de anno 1588. — D. S.
- „Billgrater Stücklein.“ (2., 3., 4.) von Angerle.
- Ausglossen nit ausgrast. — (D. S.)
- Das Bauerntheater in Thur. Schilderung von Ed. v. Bauernfeld.

Geschichte von Osttirol im Grundriß.

3. Von Prof. Otto Stolz.

4. Kärnten in Abhängigkeit von Bayern; die Stiftung von Innichen. (ca. 700—1000).

Der Völkernamen „Slaven“, in den Quellen des früheren Mittelalters „Sclavi“ oder „Sclaveni“, ist aus ihrer eigenen Sprache geschöpft, „slavo“ bedeutet Wort oder Rede, die Slaven sind also diejenigen, die miteinander reden können. Da die Slaven besonders im Norden von den Deutschen vielfach unterjocht und zu Knechten gemacht wurden, ward erst die Bedeutung Sklaven für Knechte, Leibeigene geschaffen. Die Deutschen nannten in ihrer Sprache die Slaven im Norden wie im Süden die „Wenden“, man glaubt im Sinne „die Weidenden“, weil sie als Herdenbesitzer den Deutschen gegenübertraten. Das Draugebiet, das römische Noricum für Knechte, Leibeigene geschaffen. Die Deutschen nannten in ihrer Sprache die Slaven im Norden wie im Süden die „Wenden“, man glaubt im Sinne „die Weidenden“, weil sie als Herdenbesitzer den Deutschen gegenübertraten. Das Draugebiet, das römische Noricum für Knechte, Leibeigene geschaffen.

Die karantianischen Wenden (Windischen) oder Slaven besaßen ähnlich wie die anderen slavischen Völker zur Zeit ihres ersten geschichtlichen Auftretens keine straffere staatliche Ordnung, sie zerfielen in zahlreiche kleine Stämme. Zuerst standen diese, wie bereits erwähnt, in Abhängigkeit von den Avarn, dann des Samo, eines Franken, der die Slaven Böhmens und Norikums im Zeitraum vom J. 620 bis 670 zu einem Reiche zusammengefügt hat. Nach dessen Zerfall blieben gleichwohl die Karantanen unter einem Fürsten, den die Quellen „Dux“ d. h. Herzog nennen, auch weiterhin staatlich einigermassen geeint. Wie die einzelnen germanischen Stämme, darunter auch die Baiern damals ihr Stammesherzogtum, ein Staatswesen auf streng nationaler Grundlage hatten, so waren also auch die Wenden Karantaniens zu einer ähnlichen Bildung gelangt. Aber in der Folge bedrängt von den Avarn im Osten und den Langobarden im Süden, entschlossen sich die Karantanen, den Schutz Baierns anzurufen u. gerieten dadurch um die Mitte des 8. Jahrhunderts vom Nachbar in dauernde Abhängigkeit. Damit war auch der Beginn der Christianisierung der bisher heidnischen Slaven gegeben. Salzburg, die bayerische Metropole (Erzbistum), war der Mittelpunkt dieser großartig betriebenen Mission, über deren Geschichte eine im 9. Jahrhundert geschriebene Aufzeichnung, die „Conversio Carantanorum“ ziemlich eingehend berichtet. Aufstellungen gegen die kirchliche und politische Abhängigkeit von Bayern kamen mehrmals vor, wurden aber schließlich immer wieder unterdrückt, zum letztenmal und dauernd vom Bayernherzog Tassilo im Jahre 772. Aber diese Abhängigkeit Kärntens von Bayern verminderte jetzt wie später den Bestand des erstere als eines eigenen Landes nicht aufzulösen.

Aus diesem Geschichtsabschnitt des 7. bis 8. Jahrhunderts besitzen wir für Osttirol eine einzige direkte Nachricht, und auch diese bezieht sich nur auf seinen äußersten Rand im Westen. Laut einer durchaus glaubwürdig überlieferten Urkunde vom Jahre 769 verließ nämlich der schon genannte Herzog von Bayern, Tassilo, dem Kloster Scharnig, das in der Waldgegend nahe der heutigen bayerisch-tirolischen Landesgrenze lag, zur Errichtung eines Tochterklosters die Gegend, genannt India, die auch Campo Gelau heißt, und zwar Felder, Acker, Weiden, Wälder und Berge. Das ist das später sogenannte Innichen. Der Name India ist wahrscheinlich eine latinisierte deutsche Wurzel, Campo Gelau aber romanisch und bedeutet „Frostfeld“, ein Name, der für das Toblachener Feld gut paßt. Dieser romanische Name ist seither verschollen, seine damalige Anwendung spricht aber dafür, daß damals in dieser Gegend die romanische Ueberlieferung noch lebendig war. Als Grenzen der Schenkung werden in der Urkunde angegeben: der Bach Tesido, das ist der bei Taisien in die Rienz mündende Wieserbach gegen Westen und gegen Osten der Bach von Auraz an den Grenzen der Slaven (terminus Sclavorum). Dort bei Auraz begann also damals die slavische Siedlung, ob ausschließlich oder untermischt mit germanischer, wird nicht eindeutig gesagt. Wo schon bei dieser ersten geschichtlichen Erwähnung erscheint nicht die Wasserscheide zwischen der Drau und Rienz bzw. Elsch als Grenze des staatlich-wirtschaftlichen Lebens, sondern die obersten Einzugsgebiete dieser beiden Flüsse werden über den flachen Sattel der Wasserscheide hinweg zu einer natürlichen Einheit dieses Lebens zusammengefaßt. Dieses erstreckt sich nicht nur auf Drau und Rienz, sondern auch auf die oberste Gail, die sich erst viel weiter im Osten mit der Drau vereinigt. Auch das oberste Gailtal, durch den breiten Sattel von Kartitsch mit der obersten Draunachse verbunden, hat nämlich von altersher zum Innichen Gebiete gehört, wie wir später hören werden. Der politisch-wirtschaftliche Mittelpunkt oder Vorort dieses ganzen durch Wasserscheiden u. Ueberränge zusammengehaltenen Gebietes, Innichen selbst, liegt nicht an einem unteren Rande desselben, sondern in der höchsten Lage der Wasserscheide der Haupttaurische, wie zum Zeichen, daß diese als das einigende Band für das ganze Gebiet wirksam sei. So ist das Innicher Gebiet im Kleinen geradezu ein Musterbeispiel für die Bildung eines „Paislandes“, einer Erschließung, die wir in den Alpen sehr oft antreffen.

Das ganze Gebiet von Taisien bei Weisberg bis Auraz habe, fährt jene Urkunde vom J. 769 in ihrem Wortlaut fort, damals von altersher als leer und unbewohnbar gehalten, der Abt von Scharnig habe darum den Herzog gebeten, um von hier aus „das ungläubige Geschlecht der Slaven auf den Pfad der Wahrheit zu leiten“. Die Bezeichnung „menschenleer“ ist wohl nicht buchstäblich zu nehmen, es gibt in dem Gebiete ziemlich einige Ortsnamen romanischer Wurzel, die Romanen, die diese geschöpft haben, dürften, wenn auch in geringer Anzahl, die Völkerstürme überdauert haben, aber es ist wohl verständlich, daß den Bajuwaren, die damals im Ueberflusse neu gewonnenen, besseren Landes schwebelten, die Gegend unwohnlich erschienen ist, weniger vielleicht infolge ihrer natürlichen Beschaffenheit als infolge der unangenehmen Nachbarschaft der Slaven. So möchte in der Tat zwischen Bajuwaren und Slaven hier ein von beiden Seiten gemiedener und daher als herrenlos angesehener Raum gefaßt haben, der Herzog als Vertreter der Staatsgewalt verfügte da-

über und verlieh sie dem Stifte, um dort das Land zu kultivieren und einen Stützpunkt für die Christianisierung der angrenzenden Slaven zu gewinnen. Die klösterliche Gemeinschaft als Träger einer emsigeren Behauung des Bodens ist aber keine vereinzelte Erscheinung, sondern tritt im Innern und an der Ostgrenze Deutschlands seit jener Zeit uns häufig entgegen. Es war eben die besondere Organisationskraft und der Willensantrieb, der die kirchliche Genossenschaft damals vor den Laien und ihren Verbänden befähigte, eine planmäßige Siedlungstätigkeit zu leiten. Immerhin war der oberste Träger dieses Ausdehnungsdranges auch hier die Staatsgewalt in Form des Stammesherzogtums, die geistliche Körperschaft das bevorzugte Werkzeug hierzu.

Offenbar um der neuen Klostergründung einen festeren Rückhalt zu geben, übergab Kaiser Ludwig im J. 816 das Stift Innichen dem Hochstift Freising, einem der vier alten bayerischen Bistümer, die Lage des Ortes wird hierbei bezeichnet auf der Grenze von Rudig und Carniensi, wo der Draufuß entspringt. Der Name Rudig, der zur Bezeichnung der Gegend von Weisberg und des Wieser Bachs damals öfters erscheint, dürfte im Kern mit der später (seit dem 11. Jahrhundert) häufig beglaubigten Form „Pustrißa vallis“, Pustertal, für die bairische Grafschaft des Nenziales zusammenhängen. Carniensi bedeutet Karantanen, dort auf dem Draufeld lag also die Grenze nicht nur zwischen der bajuvarischen und slavischen Siedlung, sondern auch zwischen den Staatsgebieten Bayerns und Kärntens. Die von J. Egger in seiner Geschichte Tirols 1, 181 ausgesprochene und von Hintner und Unterforcher gelegentlich wiederholte Behauptung, daß noch Ende des 10. Jahrhunderts das oberste Draugebiet als Slavenland bezeichnet werde, ist wohl nur durch eine irrtümliche Beziehung der Innichen Stiftungsurkunde von 769 veranlaßt. Als geschlossenes Slavengebiet wird viel mehr weder Kärnten als Ganzes, noch viel weniger sein westlicher Teil urkundlich seither angeführt, so rasche Fortschritte machte hier die Germanisierung (Eindeutschung) des Landes. (Fortsetzung folgt.)

Berichtigung. Druckfehler: In Folge 2 des obigen Aufsatzes soll es Seite 7 vor Schluss richtig heißen: „Zwergelladt“. In Folge 3 ist die Fußnote 2 zu ergänzen: Besprechung des einseitig slavenfreundlichen Werkes von Stur in den Mitteilungen des Instituts f. österr. Gesch. 36, 527.

Ueber P. Beda Webers Jugend und Studienzeit.

Von Oswald v. Zingerle.
(Verb. Zeitschr. 3. F. 44. Heft.) (Schluß.)

Im 16. Lebensjahre wanderte nun Weber mit einem Empfehlungsschreiben seines Lehrers Pater Clemens nach Bozen. Pater Virgil Bugnóth, an den dieses Schreiben gerichtet war, erzählte über sein erstes Zusammenreffen: „Wie ich Professor in Bozen war, kam eines Tages ein junges Bärtsch in meine Zelle und brachte mir einen lateinischen Brief von Pater Clemens, der beiläufig so lautete: „Hier überbringe ich dir einen Schuster, bei dem jedoch das Sprichwort „sutor non ultra“ keine Geltung hat. Sei also so gut und nimm dich drum an.“ Pater Virgil erfüllte diese Bitte und verschaffte dem Studenten, der übrigens auch von seinen Verwandten, besonders einer vermögenden Schwester seines Vaters, unterstützt wurde, Posttage und Instruktionen, sodas er, der Existenzsorgen enthoben, wohlgenut aus Studieren gehen konnte.

Ueber diese Verwendung stimmen die Berichte nicht völlig überein. Im Briefe Nigners ist folgendes zu lesen: „Als er im Herbst 1815 in Vacanz nach Hause kam, veranlaßte er auch mich, in Vozen zu studieren. Ich hatte im nämlichen Hause, wo er mit drei anderen Schülern, deren Instruktor er war, in einem Zimmer wohnte, mein Quartier und die Kost, hielt mich aber immer bei ihm auf, da wir so sehr zusammengewohnt waren.“

Von dem unausgesetzten Fleiße Webers kann ich Zeugnis geben. Am Tage besuchte er das Gymnasium und ertheilte Instruktionen, um sich die Meinung und das sonst Nötige zu verdienen. In der Frühe fand er sich schon um 5 Uhr in der Kapuzinerkirche zur Messe ein, denn er war sehr religiöser Sinnes und hatte sich von jeher das Ziel, Priester zu werden, gesetzt, und in der Nacht lernte er beim Lampenlicht seine Aufgaben. Nur wenige freie Augenblicke blieben ihm und diese brachten wir sodann in großer Heiterkeit zu. Ich muß hier besonders erwähnen, daß er jedes durch Instruktionen verdiente und nach Bestreitung des Nötigsten erübrigte Geld in die Eberlsche Buchhandlung trug und sich wissenschaftliche Bücher anschaffte. So kaufte er sich während meiner Anwesenheit in Vozen mehrere und darunter römische Klassiker, aus welchen er uns Mitwohnenden mit der ihm eignen gewesenen Begeisterung vorlas, denn er war für alles Große und Erhabene, besonders für Cäsar und Cicero ein Enthusiast.“ Hiezu muß bemerkt werden, daß Nigners Zusammensein mit dem Wiener Genossen nicht lange währte, indem er schon vor Ablauf des Studienjahres 1816 nach Wien übersiedeln mußte. Nach seinem Berichte wäre Weber in jener Zeit ein Musterstudent gewesen und wir haben keinen Grund, daran zu zweifeln; aber in der Folge scheint sein Naturell mehr zum Durchbruch gekommen zu sein, er soll sich um ein regelmäßiges Studium nicht gekümmert und den Professoren auch sonst Anlaß zu Klagen gegeben haben, jedoch durfte er sich, gestützt auf seine Gönner — die F. v. Cavanellis und Hallingerische Familie, in deren Haus Weber Hofmeister geworden war — viel herausnehmen, was bei andern crimen laesae majestatis (Staatsverbrechen, D. N.) gewesen wäre. Den von B. Weber in der Autobiographie erhobenen Vorwurf, daß er bei den Professoren betreffs seiner Privatlektüre wenig Acht und Billigung gefunden habe, weist Joh. B. Schöpf mit dem Hinweis zurück, daß Weber heute Augustins Confession, morgen den nächstbesten Roman, übermorgen Thomas a Kempis usw. gelesen habe, wofür unbedenkliche Geistesbiät allerdings nicht gutgeheißen wurde.

Jedenfalls hatte sich das Verhältnis zwischen Schüler und Lehrern nicht so gestaltet, daß ersterer sich angezogen fühlte, ja er würde er wohl in den Orden der Franziskaner getreten sein. Beda zog indes vor, im Kapuzinerkloster in Brunn Einlaß zu begehren, überzeugte sich aber schon in zwei Wochen, daß seine schwächliche Constitution der strengen Regel nicht gewachsen sei, und sah sich deshalb zum Austritte genötigt. Auch bei genügend fester Gesundheit würde Beda sicher früher oder später zur Einsicht gelangt sein, daß er für den Kapuzinerorden nicht taugte. Sein roger Geist, seine Phantasie verlangten fortwährend neue Nahrung und Abwechslung. Concentration und Selbstbeschränkung waren nie seine Sache. Die Fesseln der Ordensregeln würden ihm sehr drückend, die Klostermauern zu eng, die Zelle zu still geworden sein. Gleich anfangs mochte sich eine derartige Empfindung einstellen, als er, um das neue Testament in griechischer Sprache lesen zu können, zur Täuschung des Novizenmeisters manden frommen Betrug erlauben mußte, wie er selbst erzählt. So war es unstreitig besser, daß sich der Körper bald gegen die zugemutete Abtötung sträubte und zu dem Schritte zwang, der Beda später viel schwerer geworden wäre.

Nigner, der im Herbst 1818 als Kaiserjäger von Wien nach Innsbruck gekommen und alsbald von Weber in der Kaserne aufgesucht worden war, schreibt über das Wiedersehen: „Ich erkannte ihn nicht sogleich, so blaß, emgehäutet und abgehärtet sah er aus. Er hatte, sonst völlig bartlos, am Kinn

einige wenige lange Barthaare und trug einen sehr langen Kaputrock am Leibe. Ich habe diesen Moment des Wiedersehens immer lebhaft im Gedächtnis behalten, denn Beda hatte sich sehr verändert und sein sonst heiteres Gemüt schien sehr gedrückt zu sein.“ Dem Freunde eröffnete Weber schon damals, daß er sich nach Marienberg wenden wolle. Voreerst absolvierte er jedoch in Innsbruck die beiden philosophischen Kurse und zwar mit dem besten Erfolge. Insbesondere soll der durch seinen Ernst auffallende, in Gesellschaft aber sehr heitere Studiosus sich in der Physik bei Ettingshausen ausgezeichnet haben. Um jene Zeit, im Studienjahre 1717—18 hatten die damaligen Mufensöhne Schüler und Unterberger einen wissenschaftlichen Les- und Übungsverein ins Leben gerufen, über dessen Tätigkeit wir aus dem Briefe des Paters Thalor, der im Gründungsjahre vom Meraner Gymnasium an die Universität gekommen war, das Wesentlichste erfahren. Die Mitglieder befaßten sich darnach mit der Lektüre und Ausarbeitung schriftlicher Aufsätze, welche teils in Auszügen aus interessanten Druckwerken, teils aus selbstverfaßten Abhandlungen, Erzählungen und Gedichten bestanden. Der Vereinssekretär übergab die ihm eingehändigten Manuskripte, falls sie geeignet erschienen, den übrigen Mitgliedern zum Lesen und zur Meinungsäußerung. Später, nachdem man ein auch für die von Zeit zu Zeit abgehaltenen Generalkonferenzen bestimmtes Lesezimmer gemietet hatte, wurden sie in diesem aufgelegt. Diefem Vereine trat u. a. Weber als tätiges Mitglied bei. Nach Thalor stammen aus dieser Zeit die Gedichte „An die Muse“, „An mein Vaterland“, „Siegesfang“ (steht in den Gedern aus Tirol) und „Die letzten Worte der Kaiserin“, womit die poetischen Erzeugnisse kaum erschöpft sein dürften.

Nach Ablauf der zwei Jahre trat Beda seinem Vorfahre gemäß — zugleich mit Pius Jingerle — in Marienberg ein. In dem achtzehnjährigen Stifte mit seiner herrlichen Aussicht, die Tirol 2, 291 mit Wärme geschildert ist, behagte es ihm trotz aller Abgeschiedenheit dergestalt, daß er durchaus bleiben wollte, als seiner Kränklichkeit wegen etwas von Entlassung gesprochen wurde. Bei seinem Naturell mußte auch die an landschaftlichen Schönheiten reichere Umgebung einen starken Reiz auf ihn ausüben, und als den Novizen gestattet war, allein Spaziergänge zu unternehmen, wurde selbst im Winter die hierzu geeignete Zeit fleißig zu Exkursionen benutzt. Da hing es, wie sein Begleiter Pius erzählt, Hängel auf und Hängel ab und Bedas Vergnügen war, wenn tiefer Schnee die Wiesen deckte, vom Wege hineinzu springen. Einmal ließ er in seinem Uebermute von einer steilen Wiese ob Schieß eine Schneemasse los, setzte sich darauf und wäre beinahe in das Tal hinabgerissen worden. In den Klosteräumen scheint sich der temperamentvolle Novize, zumal nach solchen Wanderungen, zeitweilig doch beengt gefühlt zu haben. Während der abendlichen Rekreationsstunde sprang er im Zimmer oft auf, als wolle er die Wände hinaufklettern. Auch die Stille sagte nicht immer zu, und wenn er im großen, äußern Novizenzimmer studierte, P. Jingerle aber im kleinen innern in seine Lektüre vertieft war, schrieb er gar manchmal hinein: „Was vollführt ihr, Bruder Jacob, für einen Bärm? Heißt das Silentium halten!“ Letzteres fiel Beda eben sehr schwer, und zur Entschuldigend pflegte er mit der ihm damals noch anhaftenden Verbtheit zu äußern: „Wozu hat einem der Exopfer das Loch, so man das Maul nennt, gegeben, als zum Reden und Essen!“

Neben der geistlichen Lektüre beschäftigte sich unser Novize mit Plato, und als er nach abgelegtem Ordensgelübde im Herbst 1821 zum Studium der Theologie wieder nach Innsbruck gekommen war, fuhr er fort, in den freien Stunden sich mit den Werken alter und neuer Schriftsteller bekannt zu machen. „Mit Vergnügen erinnere ich mich noch“, bemerkt P. Jingerle, „wie wir in Innsbruck als Benediktinertrates Berners Söhne des Thals, Goethes Reineke und Kants Phänomen Symphonie lasen.“ Insbesondere scheint ihn aber damals Winckler angezogen zu haben. Dabei wurden nicht minder die obligaten Studien mit Eifer betrieben, doch hatte

Bedas die Gewohnheit, seine Kraft auf einem Gegenstand zu konzentrieren und alles andere Monate lang stehen zu lassen. Zu den Vorträgen, denen er ein lebhaftes Interesse entgegenbrachte, dürfta die Erzele des neuen Testaments gehört haben, bei der die des Griechischen lumbigen Schüler, darunter Beda, Professor Probst, der wegen seiner freien Ansichten nicht allwärts in Gnaden stand, oft in die Enge trieben. Nach Absolvierung der zwei ersten Jahrgänge begab sich Beda nach Trien und dann zum Abschlusse des theologischen Studiums nach Trient. Ueber den Aufenthalt in den beiden Bischofsstädten berichten die vorliegenden Quellen nichts, doch erfahren wir, daß Beda schon zu jener Zeit als Kanzelredner sich bemerkbar machte. Als er, noch Theologe des vierten Curates, während der Fastenzeit in der Wallfahrtskirche zu Aguns die ersten Predigten hielt, war der Erfolg gleich außergewöhnlich und der Andrang des Volkes zu den Vorträgen des „frommen, bleichen Paters“ wurde so groß, daß junge Menschen, um nicht erdrückt zu werden, einmal über die Köpfe der anderen Zuhörer ins Freie zu kommen trachteten, worauf ihnen Beda zurief: „Geht und bleibt draußen auf dem Friedhof, ich werde schon so reden, daß ihr mich auch dort verstehen könnt“, was wirklich der Fall gewesen sein soll. Die angeborene Redegabe, vereint mit einer kräftigen und klaren Stimme, kam in der Folgezeit umso mehr zur Geltung, als Beda bemüht war, sich im Vortrage auszubilden. In den ersten Jahren seines Wirkens am Meraner Gymnasium, das er 1826 als Lehrer betrat, pflegte er nämlich seine Predigten bei offenem Fenster zu schreiben, indem er sie zugleich deklamirte und zwar so laut, daß man sie im Garten nicht nachschreiben konnte. Kein Wunder, daß der mit Geist und Phantasie begabte Redner die Herzen aller Zuhörer gewann, mochten sie in der Kirche oder Schule seinen Worten lauschen.

Beiten Neilsch's Nigentümliches Urbary de anno 1588.

Vor mir liegt ein in Schweinsleder mit interessanter Dedendressung gebundener Foliant, der obigen Titel führt. Wenn ich nicht irre, las ich vor Jahren bei Unterforcher die Frage: „Wer war Beit Neilsch?“ Damals wußte ich von diesem ernstlich nichts, sährnen Bürger des Rats der Stadt Lienz nur, daß er die 4 Predigten in der Klosterkirche auf Bitten seiner Muemb, der Chorfrau Maria Brizner, gestiftet hat, von denen der Volksmund heute noch behauptet, daß der sie haltende Pfarrgeistliche eine „Pfoadt“ dafür bekommen. Dieser Beit Neilsch hat nur die 363 Blätter des erwähnten Folianten eigenhändig, schon gleichmäßig beschrieben. Derselbe enthält außer den Urbarien auf seinen Besitz bezügliche Urkunden, deren älteste bis 1292 zurückgeht und deren jüngste von 1599 datiert ist. Beit Neilsch wird darin „Stadtschreiber von Lienz“, dann „Steuereinträger“ jürstl. Durchleichtigkeit Erzherzog Ferdinand von Oesterreich (1572)“ und endlich dieses seines gnädigen Herrn „Anwalt der Herrschaft Lienz (1580)“ genannt. Er war der einzige Sohn des Herrn Christoph Neilsch und der Anna Silberpöck. Seine Frau hieß Katharina geb. Goldstainin. Von seinen zwei Söhnen wurde Christoph am 26. Juli 1601 von M. Priorin Ursula Stöberl, seiner Frau Was, in Gegenwart der Prokuratorin, Frau Katharina von Hanberg, seines Vaters und dreier Zeugen zum Amtmann des Dominikaner-Frauen-Konventes eingesetzt und wurde 1612 von seinem Bruder Hans Baptist in diesem Amte abgelöst, der dasselbe auch zehn Jahre verwaltete.

Wenn wir nun in diesen Blättern den von Beit Neilsch geschriebenen Folianten durchgehen, so sei dies auf die Gefahr hin, daß mancher Leser sich ob der Regestenform langweilt, damit begründet, daß einzelne Besitzer sich freuen dürften, daraus ersehen zu können, daß ihre Heimatstadt bereits vor dritthalb hundert Jahren bebaut worden, vielleicht von ihren eigenen Ahnen, was dieselbe doppelt lieb und ehrenvoll erscheinen läßt. Möglicherweise findet sich unter alben „Haus-

riefen" manches bisher unbeachtet gebliebene Original der in diesen Folianten eingetragenen Abschriften.

Das Buch enthält an erster Stelle Zeit Nettichs Urbar, dann die ihm überlassenen Zehnte und ein Verzeichnis der durch ihn selbst abgelassenen Zehnte; es werden die „Behausungen, Stuch und glieter“ aufgezählt, die er teils selbst innehat, teils verpachtet u. zwar:

1. Ein Haus bei St. Johannes-Kirchlein.
2. Ein Fischbehälter vor seinem Haus am Platz.
3. Ein Gäßl und Badstube an der Traarwiler.
4. Sechs Gärten, deren Lage beschrieben ist.
5. Die von ihm erbaute Stuben und Obstkammer im ortnerischen Hausl.
6. „Die neuerbaute Müll“ im ortnerischen Garten.
7. Der ganze Grund im Ruessen-Feld hinter St. Michael-Kirchlein samt dem „Bogltann“ darin.
8. Der Ager unter „Wrids-Bichel“ enthalb der Traa.

Alsdann vermerkt der Band die jährlichen „Bestandtzins“ von folgenden Objekten. Es zinst: 1. Hans Müllet von dem oberen Teil der Behausung am oberen Platz, welcher Zeit Nettich von seiner „herzlichen Mutter“ selligen angeerbt hat.“ 2. Pongray Mair, Apotheker von der Stuben, Laden, Kämmerl auch hinterer Kammer und ein Teil der Ruchl von der Behausung am oberen Platz; in derselben Behausung sind auch Niklas Driner und Oswald Mair eingemietet. 3. Hans Wallerhains, Kramers, Witwe Ufra zinst ihm vom oberen Laden in Heinrich Bergers Haus, das er von diesem 1579 erkaufte. 4. Ambros Hueber „Pech“ gibt Bestandzins von der Müll und Stampf, gelegen am Stadtgraben an der Traarwiler. 5. Hans Hübler, Müllner, zinst für die Hofstatt ob der Müll. 6. Christoph Flaschberger zinst von dem Portnerischen Hausl und Garten, soviel verpachtet worden. 7. Frau Priorin Ursula Eßberl von der Müll in der Balhen und darf dieselbe jeden zweiten Monat benützen.

Dann folgen die Interessenten von ausgehenehen Kapitationen und sind elf Schuldner aufgezählt, darunter auch Freiherr Christoph von Wollenstein. Davan reist sich das Verzeichnis der Steuern, Zinsen, Zehnte und andere Lasten, die Zeit Nettich jährlich zu leisten hat. Da stehen zunächst die Landschafstenern in Tirol und Kärnten, dann die Stadtsener, Grundzins, Hofsteuer und Zehnt auf Schloss Brud, ferner schuldet er einen Jahreszins dem Epitallaplan, Herrn Valter Göggele (vor diesem Hr. Hans Mayerl und anno 1547 Herrn Michael Sieb.) Den armen Leuten im Epital gibt Zeit Nettich zu Osterzeiten „wan Sy zu Gots Tisch geen, Mane Ämellen Brot und zway Bierl wein“; der Priester, der sie Beicht hört, bekommt auch ein Trintgeld, ebenso die Priester und der Schulmeister für das Te Deum laudamus auf St. Dreifaltigkeit-Abend. Es folgen noch weitere Posten bis Seite 47. Von Seite 47 bis 63 sind die Blätter herausgerissen.

Von Seite 63 an folgen Abschriften Zeit Nettichs betreffender Urkunden u. zw.: 1. Ein Erbteilbrief, durch welchen Gregor Eßler, der „Eij“ von Zeit Nettichs Frau, unter anderem von seinem Vater: Hof, Garnisch, Wer, Claybung, Paternoster, Ring und Sigl zugesprochen erhält (1514). 2. Kaufbrief um das Maurguet zu Welhelady in Birgen, das Frau Verfaben Ambtaminin, geb. Rztin von Augsburg verkauft (1580). 3. Vier Briefe vom Monnaguet in Löfreggen, das bisher Clement Brugger gehört hat (1586). 4. Sechs Urkunden über das Larennguet unter der wurgg in Rals, das Zeit Nettich von Erstan Rhwenker kauft. 5. Fünf Dokumente die „Altm Müllpach“ betreffend (1371, 1498, 1573 und 1580). 6. Drei Urkunden zum „Gasserguet auf Schütten“. 7. Ein Kaufbrief von „Häussl und Hofstätt“ auf Wang, so Georg Ruchwiler innen hat. 8. Zwei Briefe über das Moserguet zu Bessendorf. 9. Drei Schreiben über das Bichlerguet zu Oberkrenz. 10. Eine Kaufhandlung zwischen den Bichlern zu Oberkrenz, dem Bangray an der Gassen und Leonhard Grafnig in Oberdrumb und die Bergwiesen gehaisen Haydrach. 11. Zwei Urkunden, die sich auf das „Wittauerguet zu Sandt Georgen“ in Oberdrumb beziehen. 12. Ein Kauf- und ein Lehenbrief zum Sporergrut in Gaimberg. 13. Drei Briefe, betreffend „das Oberwainig-

guet in der Debein“. Dieses ist ein „Gaugerguet“ und genießt darum die Freiheiten der Burggrafen von Lienz, die hier aufgezählt sind:

a) Wer sein Leben verwirkt hat oder vom Feinde verfolgt ist, ist in diesem Hause, wenn er dahin flieht, unantastbar, auch hat der Besitzer desselben das Recht, diesen Asyl-Suchenden frei über die Grenze zu führen.

b) Wenn ein Glied der dieses Gut besitzenden Familie selbst einen Todschlag beginge, so wird es seitens der Behörde nicht zur Rechenschaft gezogen, sondern hat die Tat nur vor seiner eigenen Seele und vor der Freundschaft des Ermordeten zu verantworten.

c) Sie können über ihre Untertanen selbst in allen Sachen Recht sprechen, Todesurteil ausgenommen.

d) Innerhalb der Herrschaft Lüenz sind sie befreit von Mauth und Zoll, Steuer und Abgaben.

e) Wann der Landesherr zu Feld liegt, hat einer dieser Familie Unrecht auf das Amt des „Marschall“, „niemand in dem Land soll ledigen Hut-Platz haben wan sey“, auch wird der Landesherr „Sy freiden und schermen und verteten gegen aller meniglich vor Gewalt und von allen Unrochten wie oft ihnen das not geschicht“. Diesen offenen Brief gibt Graf Albrecht von Görz etc. und sind Zeugen „Unser lieb Sun Graf Heinrich und Graf Albrecht, Herr Englmair von Flaschberg, Herr Heinrich der Fulin, Hr. Herman von stain, Rutles von Edjperg und ander erbar Reitt genueg. Das ist geschichet zu Lüenz, in der Stadt, da nach Christi geburt-organen waren Tausent Jar, und Zwahshundert Jar und an ains neünzig Jar, des dritten Tage auf-geentem Julio, des Monats in der fünfzehenden Indiewie. Dieses Oberwainiguet hat ein „Zuelchen, die Deben“.

14. Ueber das Limerguet in der Debein folgen drei Urkunden; laut einer derselben verlaufen die Karmeliten 1572 sieben Schilling Pfenning, die auf diesem Gute liegen, weil die früheren Prioren den Nonvent in Schulden gebracht haben. Als Prior zeichnet B. Christophorus-Kreiter. 15. Blatt 154 behandelt die „Wisen-Vertrag“ in der Debein. 16. Folgt ein „Teil- ein Gewerkschafts- und ein Lehenbrief um das Döconiguet in der Debein“, das 1393 die Gebrüder Rice, Hainz Ruder und Jörg ob der Zandgen an Herrn Friedrich dem Hofhaus, Burger zu Lüenz, verlaufen. 17. Kauf- und Lehenbrief des „Stamerguet in der Debein“. 18. Siebzehn Urkunden, welche das „Wengiguet“ in Döschach betreffen. 19. Vier Briefe vom Bodenugguet, in gemein genandt die Bichler-Hueben an Jßberg, welches Sigmund Hofhaus, 1435 von den Brüdern Alrecht und Hans Waldner gekauft hat. 20. Sieben Urkunden zum „Guet Jordach bei St. Georg am Losersperg Gerdis Stall in Reudten“. 21. Unter der Aufschrift „Schmelzhütten“ zu Dristach findet sich an erster Stelle der letzte Wille von Zeit Nettichs Enj Hansen Silberpöcher, dann 3 Akten, welche die Schmelzhütte betreffen; darunter ein Auszug aus den fürstl. Oberst. Kammer-Beschlüssen. 22. Drei Briefe zum Walferguet in Tristach. 23. Ein Paurecht-Werl und 2 Gewerkschaftsbriege auf Hans; Badstube und Garten gelegen an dem oberen Platz gegen der Lateinischen Schule über (1529 und 1534). 24. Zwei Dokumente von Hofstätt, Schmiten, Wolparn, Wschlagstat und Peruwegischen Garten bei der Obern Jßbruggen. 25. Es folgen Lehenbriefe von Döschach, Stronach, Reussach, Eilenher-Klausen und derselben ende umb.

(Fortsetzung folgt.)

D. E.

Billgrater Stücklein.

2. 's Sunneugilde.

Zu Sillian, im breiten Tale, lacht die Sonne, die löstliche, heiße Juli-Sonne, die Römer gelbt und Beeren zuckert. Ueber die Berghänge rückt sie früh herunter und spät hinauf, und hält den tausend und hunderttausend Bergblumen so viele Stunden lang die Augenlein offen, daß ihnen die kurze Nacht voller Heuschreckenlieder schier zu kurz ist zum Trautrinken u. Wurzelkühlen. Kurzer, heißer, schoner Pustertaler Sommer vor unbedenklicher Zeit!

Über bei denen nebenan, den Billgratental-Deuten, will's nicht sommern. Rühl und zäh wandern die Nebel an der einen Talwand hinaus, an der andern herein, bleiben in den alten Niefenflüchten hängen und verdüstern und durchschauften einen Jubitag und den dritten und zehnten. Auf den armen Niederlein fault's und in den Heuschobern modert's.

„Uf Sillian hobst si Sunne ginui: hobt anieder um a Fuide und lat si aus af sein Felsdo!“

Zehn Paar Pustertalroschen, zehn Klappern- und Weiterwagen, zehn schwere Korngränte und zehn bedächtige Billgrater hielten nächsten Morgen Einzug in Sillian. Denen im Markte kam ein Augenaufreissen und Kopfschütteln; aber sie hielten mitten drin inne. Billgrater wissen immer, was sie wollen und ihre Absicht ist auch deutlich zu erkennen; sie schlagen die schweren Truhendeckel zurück und die Juli-Morgensonne, die reich, spendenfrohe, sinkt mit ihren weidlichen und goldenen Strahlen in die dunklen Gefasse und fällt sie vom untersten Spalt bis über den Rand.

„A seh nu, a sölla Gildie (Gild), Sunne ginui, Sunne ginui!“ Flugs und klaps, „as si st austimp“, die Truhendeckel zugeworfen, die Schüssel in den Hosenack und voll Zufriedenheit und sonniger Hoffnung den Heimweg angetreten. „A seh nu, a sölla Gildie!“

Ueber den weiteren Verlauf und den Erfolg dieser Sonnenfahrt breitet die mündliche Chronika ihr schweigendes Dunkel Nur der jüngste der Sonnenfahrende soll's einmal gestanden haben: „Ban Schüsselody is si ins aufn, die Tuiglin!“

3.

„Sporn isch recht, aba kemm' tuit weah. A Mühle tui i baudn, a Mühle!“ beehrte der erbgewessene Bigrata seine neugierigen Nachbarnschaften.

„A si sei vawegit, der Memma“, stamten die hinterm Stubentisch. Er war ein richtiger Memmer, das bewies er in den nächsten Wochen.

„A si die Stamman schlogn und schöln kassat; war döcht schode uns Holz!“ saun er und grub die in siebzig Schneewintern tief und breit in den Boden gekralten Fichten säuberlich aus. Das gab ein Heimfuhwerk mit Wurzeln und Asten, Eschurtischen und Wäissen (Nadeln), daß selbst die roten Dachfarben trotz augenblicklicher Wohnungsnot ihren zu Tal schwankenden Gezeiten hellauf nachjudgen mußten. „Mehr Holz in Boden givest wie in da Spach!“ rächete der Memmer. „Döcher hat er obn, as man in antiebis kunn a Mühle innisteln“, lachten die Nachbarn.

Der Mühlstein war hoch am Berge gehauen worden im harten Granit. Antständig und schwermächtig lag er zwischen den Broden. „Johsch ins a quita Zausn, Honssele, wenn ma den odjizichn?“ neckten die Burschen.

„Lau la (lacht ihn nur), lau la, i wern schon odjizichn!“ werte der erschrockene Memmer.

„I tuidn wölg (rollen), odjizichn tui idn,“ sagte er im Bergwärtssteigen zehnmal vor sich hin. „Und as er st zivoure (verloren geht, schloß i mitn Kopf inni und tu'dn weijn (senken).“

„Kugli, kugli, kugli, plumps! kam gegen Mittag der Mühlstein in den Dorfbach gefahren. Oben in den Stauden aber fanden sie den Honssele — ohne Kopf. Den Kopf hatte der Mühlstein mitgenommen.“

Kurz war die Leichenrede der Mitbürger an des Memmers Grab:

„Ih at'n (hat ihn) der Zeit
Zu Kopf ogitit (abfallen gemacht)!“

4. Der Fälm fuhn.

„Der Kaiser kimb!“ So ein Wort hat in der guten alten Zeit auch Städtleins- und Stadthörden zu schmaufen gemacht; wieviel mehr die verantwortlich leitenden Stellen kulturunbedeckter Urwinkler. „Ingegn gian, Unspode hölt'n und ebans bringen,“ lautete der Väterbeschlus.

Über was bringen? Gold und Silber und alles, was glüht, hat der Kaiser selber und haben die Billgrater nicht; also etwas, das die Billgrater haben und der Kaiser nicht. Die

Liebe geht durch den Magen, vielleicht beim Kaiser auch; also soll's eine Epikuräer sein. „s böschte g'essn isch a Fähm!“ (Schäum, der roigebraunte Butterfäuerstüchstand) beim „Schmalzsteden“ sagt einer, der ein junges Weibele hat, das ihn a bißl verpoppelt. Ein-stimmiges, nein, vielstimmiges Geburme des Volkgefällens: „Fähm isch ebans guits, Fähm isch ebans bössers!“ Und so soll der Kaiser Fähm haben, einen großen Hasen woll der Leckweise.

Über welchen Hasen? Das ist Frauenfrage. „A gguyferans Kössile“ hätte die eine, „a Stadtnerschaffile“ die andere, „a schlangidrahts kizanz“ die dritte. Man entschloß sich für einen gelben Hasen „mit blauen Lipflan und grian Straflan.“

Wie aber soll das Ehrengeschenk über-reicht werden, damit es umso höher werde in laiserlicher Schätzung? „s schianste zi Nirdm isch der groaße Fuhn; aber lei, weil mandu af der Stänge trogit.“ —

Und so bewegte sich am großen Tage der festliche Zug, voran der Träger mit dem Fälmhasen auf der Fahnenstange, langsam tafauswärts — dem Kaiser entgegen.

E. Angerer.

Ausg'lossen nit ausg'rafft!

Der olt Rieppel hot mia dazöhl, mia die Leissa mitn Luggauern Krieg ghabt hätten wegnis der Grenz va ihrer Wölm. Die oan ham bihauptet, ihr Trumb war zorst grössa givresn, die ondern sogn, dös isch verkehrt. Aber weils chrischlen Leutu nit past, ollweil zu streitn, homb so af an Ausgleich gedenkt. In Leissa seind se zommekem und ban Luggauer-Wirt a, und homb verhandelt und sich berotn, wies zi machn war, daß banda zi kurz kimb und ernda hots a gor Gschaida dazum: hie und entn soll übermorgn zimorgschit wandn gien, was er dergoat, der oan über Eggu aufn, der vndi üban Woffl und wo sie zomme kemn, weard's March ausg'steckt. Oba, wie frika gemma? D'Wirt seind selgsam und nit ver-lasle.

Dander va die Mander woas a Mittel, hat ja amol a hoiff studiert: Fa was hobma an Hofne? Wob der 's erschtamal krat, isch's Boachn. Dös war gar nit löh; las mas bei dem, moanen alle. „Haa“, deutet der Luggauer, „i was ma ze heelfen, i füetter den mein mit sein Waaz und mit Milch; Bua, der werd lustig kratn in aller Frua!“ Und der Leissa denkt onderrst: „I wöhl mein kostn und stottn nochbtign sed ihn in Trog. Will söchn, ob er von Hunger nit in ebuster Frie frisch schwoien weard.“

Und richtig, bald nach Zwölfe hot der Zeigl schun gekratn,

Der Luggauer-Würger hot si sein no a mol im Bett umgedraht;

Wie's sein Wigger beliebt hat zu singen, Tut woll er a stink von sein Strohsack springen

Und ba die Mühhn aufi, was a Karner lei kann.

Oba woascht woll, er ischt halt schun viel zu spat dran.

Die Sunn ist no unter, ist der Leisser schun do:

„Wel Mandl, jeh sted'ma gien 's Wölmle o! Hot der Heiter a langgilet's Gficht bergemacht. Und die Leissa an Wölm ghabt, oantach a Pracht!“

Frisch auffstien,
Flingg umertien,
Wfendit fortgien
W! nußt schun eppis!

D. S.

Das Bauerntheater in Thurn bei Lienz.

Eduard v. Bauernfeld.

Der bekannte österreichische Dramatiker Bauernfeld, einer unserer ersten Dichter, (gebürtig und Sommer des Jahres 1826 in Kärnten. Gelegentlich eines Ausfluges nach dem östlichen Tyrol lernte er die Volkspiele, die in der Umgebung von Lienz aufgeführt wurden, kennen. Die Bezeichnung des

Aufführungsortes mit „bei Thurn dem alten Schlosse Wallenstein gegenüber“ kann nicht richtig sein, da Wallenstein in Döllach liegt. Näheren Aufschluß über die nach der Schilderung altgelebten Volkspiele zu erhalten, wäre sehr wertvoll. Durch Wiedergabe nachstehender Schilderung sei zu weiterem Nachforschen angeregt. Die Schriftl.

Im Hochsommer des Jahres 1826 ward mir auf einer Gebirgsreise die günstige Gelegenheit zuteil, in Tyrol einer der berühmten alten Bauernkomödien beizuwohnen zu können. In der Nähe von Lienz, bei Thurn, dem alten Schlosse Wallenstein gegenüber, war im Freien eine Art hölzernes Amphitheater aufgerichtet. Die Bühne, mit Reifig, Bändern und Fahnen ausgeschmückt, hatte drei Vorhänge nebeneinander, außerdem ein Thürmchen mit vergittertem Fenster, ein Gefängnis vorstellend, denn es handelte sich um nichts Geringeres als die „heilige Genovefa“ zur dramatischen Anschauung zu bringen. Eine ungeheure Menschenmasse war bereits im Thale zusammengeströmt und drängte nach den stufenweis erhöhten Siben, während ein „Ordnar“ mit Federhut und einem wackeln Degen, der tosenden Menge die Plätze anwies, die nicht Zahlenden zu verjagen bemüht war. Diese Kletterer inzwischen auf nahestehe hohe Bäume, oder stützeten auf benachbarte Schenken- und Häuserdächer, um vielleicht doch etwas von der Herrlichkeit gratis zu erhaschen — allein der Ordnungsmann war unermüdlich und zankte sich noch während der Vorstellung mit den Leuten auf den Dächern herum. — Der Anblick des Amphitheaters war harrereißend, bezaubernd! Die Tausende von Menschen, die sich übereinander aufstürzten, anfangs munter schweigend, später als die Herrlichkeit anging, atemlos verstummend, — die frischen, fröhlichen Gesichter, die prächtigen Burche, die Mädchen, die Kinder, alle im Sonntagssputz, die weißhaarigen, noch tüchtigen Groise, die stattlichen Matronen, die Familien- auch Liebesgruppen, die sich gegenseitig kannten, einander begrüßten, zuwinkten, auch zurücken, sich beim Namen nannten — das Alles gab das traumlich-liebenswürdigste Bild echt menschlichen Seins und Zusammenseins.

Für's Erste hielten die Schauspieler ihren Einzug im Costüme, den Bajazzo mit der langen Tabakspfeife an der Spitze. Die Musik war an die eine Seite der Bühne gestellt. Nun hebt sich der mittlere Vorhang: ein gehäuselter Prologus tritt auf, mahnt in gereimten Versen zur Aufmerksamkeit auf die höchst interessante und beschreibende Geschichte, bittet zugleich um Nachsicht. Die Courinne fällt wieder, der Vorhang zur rechten Seite des Schauspielers geht in die Höhe: wir sind in Brabant, die schöne Genovefa (sie ist wirklich schön, dabei prächtig gekleidet) sitzt züchtig mit ihrer Mutter; der Vater kommt mit Graf Siegfried, der um das Fräulein geworben; sie hatten Hochzeit, der Bischof segnet sie ein — inzwischen hebt sich wieder der mittlere Vorhang und so ziehen sie gleich über die Bühne in Siegfried's Burg. — Nach kurzer Pausenzeit ein Trompetenschuß — die Basallen erscheinen, Siegfried muß in den Krieg. — Er übergibt seine Gemahlin dem bösen Golo zu Schirm und Aufsicht. Genovefa schenkt dem geliebten Gemahl ein „Vergiftweinnicht“ zum Andenken. Mit Siegfried's Abzug endet der erste Akt. — Golo hat seine Sache am besten gemacht; er ist ein halber Schulmeister und leitet das Ganze. Da Genovefa nicht lesen kann, so war er genötigt, ihr die Rolle durch wiederholtes Vorlesen einzulernen; aber keiner von den Schauspielern blieb stehen, der Souffleur war nur zur Verbindung des Ganzen da. Ein Köchlein besonders hübsch! — Die Fabel geht nun ihren Gang; Golo dringt in Genovefa, was er besonders gut und natürlich macht; da sie ihm widersteht, wirft er sie in den Keller — der Vorhang fällt — es scheint, daß die Wehen beginnen. — Die Mörder lassen die Gräfin im Walde am Leben — der Säugling, den sie in den Armen hält, ist gar zu wunder-schön! — Inzwischen ist der Graf heimgekehrt, Golo sitzt mit ihm an der Tafel, verleumdet seine tugendhafte Herrin, wird aber von der hübschen Bosa verraten und zum großen Jubel des Publikums jezt selber in den Keller ge-

worfen — Genovefa, sehr im Reglige, aber nicht zu ihrem Nachteil, bloß in einem ziemlich langen Hemde, in wirklich bloßen Füßen, mit aufgestrichen Haaren erscheint nun im Walde, von der Hirschkuh begleitet, die sich zum Glück gehörig passiv verhält. Der Mutter zur Seite ist auch das Kind inzwischen bereits so weit ausgewachsen, daß es gleichfalls in Versen spricht, dabei plitternacht, nur mit einer wirklichen Schafhaut zur Not bedekt. — Der Graf ist in seiner Betrübniß auf die Jagd gegangen und stößt nun auf die totgeglaubte und tugendhaft geliebene Genovefa. Näherende Erkennungsszene — lautes Schreien und Schreien im ganzen Amphitheater. — Die wiedervereinigten Gatten ziehen nun zu den Eltern nach Brabant — alle drei Vorhänge heben sich und sämtliche Personen sitzen oder stehen in passenden Gruppen, der „Bajazzo“ ladet zur nächsten Vorstellung ein und das Kind spricht die Schlussverse zu allgemeiner Erbauung.

Das Stück gefiel mir außerordentlich! Es war über 100 Jahre alt und in Mittelversen geschrieben, in natürlich — naivem Stil. So sagt einer der Basallen tröstend zu Genovefa:

„Liebe Madam, thut nit so weinen,
Wenn's regnet wird auch die Sonn' wieder scheinen.“

Es war vortrefflich gespielt worden. Von diesem und jenem Schauspieler konnte man kaum glauben, daß er ein Bauer sei, und ich habe von manchem berühmten „Mimen“ die Verse nicht so natürlich, selbst mit so richtig-rhythmischen Gefühl vortragen hören wie hier von den Leuten, die sonst den Acker pflügten, kein Spielhonorar bezogen, keinen Rollen-weid kannten, keine Rezensionen lasen und über keinen artistischen Direktor loszuziehen hatten. Golo, dessen Betanntschaft ich nach der Vorstellung gemacht, hatte als Regisseur fungiert, auch das Stück eingerichtet, einiges hier und da abgeändert, die Schlussverse hinzugefügt. Auch hier hatte man sich über die Zensur zu bekümmern. Es war mir aufgefallen, daß der Bajazzo, der intimer in den Zwischenakten erschien, nichts als ein paar unbedeutende Worte sagte oder sich wohl gar damit begnügte, die Junge der Linge nach heranzustrecken, freilich zu großem Entzücken des kindlichen Publikums! Der verständige Golo klärte mich darüber auf. Das Kreisamt hatte die wichtigsten, aber etwas dicken Zwischenreden des Hanswursten als dem Ernst und dem Pathos des heiligen Gegenstandes abträglich und unwürdig befunden, und sie kurzweg mit Rotstift verflücht. Aber auch eine Hauptperson der Tragi-Komödie mußte völlig weggelassen, zu großem Bedauern des Regisseurs. Der ursprüngliche bäuerliche Dichter hatte nämlich, nach der Auffassung seiner Zeit, zugleich nicht ohne künstlerische Absicht, das Böse in der Natur des Golo vor den Augen des Zuschauers hervortreten und reifen lassen, indem er ihm den ver-täblen „Gott-sei-bei-uns“ als Verführer ver-gestaltete, der ihm die Reize der schönen Gräfin hervorhob, ihn Schritt für Schritt zum Verbrechen führte. Nun hatte aber die Zensur den Teufel gestrichen, wodurch nach der nicht ungerichteten Ansicht meines kindlichen Aristarchen eine unausfüllbare Lücke in das Ganze kam. Das Stück machte demnach nicht seine ungeheure Wirkung und zwar gerade durch die Verbindung des ästhetischen mit dem religiösen Elemente; man konnte sich bei dieser Vorstellung, die mit ebenso viel Interesse als Andacht aufgenommen wurde, in die Zeit der alten Mythen oder Moralitäten zurückversetzt glauben. Das Theater hatte hier seine eigentliche Bestimmung erfüllt: Es bot seine Räume zu einer wahrhaft festlichen Vorstellung, die das Gemüt erhob, nicht bloß zur Unterhaltung oder Zerstreuung diente — und so war mir von diesem Tage, von dem Drama selbst wie von den Darstellern, dem Publikum u. dem Schauspielplatz ein mächtiger Eindruck zurückgeblieben, den kein Hoftheater mit seinen blasierten Logen, seinem schwa-gelnden Partorre und der stumpfen Gallerte bei aller Kunstfertigkeit der Schauspieler jemals zu verwischen, geschweige zu überbieten, im Stande war.